

## Welt- und Menschenkunde in Adalbert Stifters Erzählung „Der Waldgänger“

Wolfgang HÄUSLER

### „Er stand auf dem Scheidepunkte...“ – Lebenswege in Raum und Zeit

Stifter-Leser mögen darüber streiten, welcher seiner Erzählungen der Rang des „Meisterwerkes“ gebührt – eine Auszeichnung, die Stifter für Grillparzers Novelle „Der arme Spielmann“ in Anspruch nahm: „Ganz schlicht und unscheinbar beginnt die Erzählung, nichts anderes als die Sachen gebend: aber wenn man eine Weile gelesen hat, dann geht man in dem ruhigen gehaltenen und ich möchte sagen goldenen Strome fort.“ „Der arme Spielmann“ stand im selben Taschenbuch „Iris. Deutscher Almanach für 1848“ wie Stifters Novelle „Prokopus“ aus dem Stoffkreis der „Narrenburg“. In der „Iris“ waren die meisten Erzählungen Stifters zuerst erschienen, beginnend mit den „Feldblumen“ in der Ausgabe für 1841, 1842 dicht gefolgt vom „Hochwald“, 1843 „Die Narrenburg“, 1845 „Der Hagestolz“, 1846 „Die Schwestern“ und 1847 der dem „Spielmann“ Grillparzers so nahe verwandte „Waldgänger“. Über die von Graf Johann/János Mailáth herausgegebene „Iris“ wurde der für Stifters weitere literarische Produktion so wesentliche Kontakt zum Pester Verleger Gustav Heckenast hergestellt.

Die zeitgenössische Kritik, die im Erzählwerk Stifters bisher – zu Unrecht – eine geglückte Fortschreibung spätromantischer, Jean Paul'scher Traditionen gesehen hatte (nur Gutzkows „Telegraph für Deutschland“ erkannte die „Modernität einer poetisch wissenschaftlichen Anschauung des kosmischen Ganzen“, 1844), wollte die im „Waldgänger“ zu Tage tretende Wendung zu einem vollkommen autonomen Stil nicht anerkennen. Heinrich Laube wendete sich gegen das Überwiegen der „Landschaftsmalerei“ und vermisste eine den immerhin „interessanten Ideen und Personen gerecht werdende“ Kraft der Erzählung (Augsburger Allgemeine Zeitung Beil., 5. Jan. 1847).

Der „Prokopus“ des Folgejahres teilte das Unverständnis der Leser für den „Spielmann“; der „Humorist“ (9. Nov. 1847) meinte, „daß Stifter keine Kontinuation besitzt, sondern fertig geworden ist“. Beide Erzählungen wurden vom Autor nicht in die Sammlungen der „Studien“ bzw. der „Bunten Steine“ aufgenommen.

Die Neubelebung der Stifter-Lektüre im 20. Jahrhundert setzt mit einem aufschlussreichen Fehlurteil ein. Johannes Schlaf, der Programmator des Naturalismus, leitete die zweibändige Ausgabe von Stifters „Studien“ im Insel-Verlag (1904) ein: „Er liebt das Zuständliche, die Statik der Lebensvorgänge, als das Große, Ruhende, Bleibende, Unverwüstliche, Unerschütterliche und, wie auch leise wechselnd, Immerdauernde.“ Die gültige Korrektur dieses verbreiteten Missverständnisses leistete, nach der Erschütterung zweier Weltkriege, Thomas Mann („Die Entstehung des Doktor Faustus“, 1949): „Man hat oft den Gegensatz hervorgekehrt zwischen Stifters blutig-selbstmörderischem Ende und der edlen Sanftmut seines Dichtertums. Seltener ist beobachtet worden, daß hinter der stillen, innigen Genauigkeit gerade seiner Naturbetrachtung eine Neigung zum Exzessiven, Elementar-Katastrophalen, Pathologischen wirksam ist.“ Äußere Naturkatastrophen, wie Feuersbrunst, Hagel, Eisbruch, Blitzschlag,

Dürre, Überschwemmung und Pest, kommen im „Waldgänger“ nicht vor – umso mehr gilt hier Thomas Manns Wort über Stifter als einen „der merkwürdigsten, hintergründigsten, heimlich kühnsten und wunderbar packendsten Erzähler der Weltliteratur, kritisch viel zu wenig ergründet“. Wir dürfen diese Superlative fortsetzen: „Der Waldgänger“ ist die am stärksten autobiographisch bekennende Erzählung Stifters, zugleich in ihrer „Einfachheit“ (ein auch hier vielfach wiederholtes Leitwort Stifters) die am komplexesten verschlüsselte.

Stifters so umfassend gebrauchter Begriff „Ding“, von den objektiven Gegenständen der Wahrnehmung und des Gebrauchs bis hin zu kosmischen Zusammenhängen und zur menschlichen Seele, hat dazu verführt, ihn als abbildenden, „realistischen“ Beschreiber des Zuständlichen, des Seienden der Natur und der Landschaft zu sehen – und die Lektüre dieser ontologischen Poetik geradezu als Sedativum in den Umbrüchen der Zeit zu empfehlen. Nichts falscher als das: Stifters unablässige Rede von den Dingen meint im ursprünglichen Sinn des Wortes Sachen, die zur Verhandlung stehen, sich in ständigen Prozessen des Wandels, der Wechselwirkung, der Umgestaltung befinden. Stifters Menschen sind in einer steten Bewegung „im Sinne der Wanderer“ des verehrten Vorbildes Goethe. Bewegung in Zeit und Raum als gesetzmäßige Entwicklung und Bildung zum Ganzen – das ist der Modus der Stifterschen Naturanschauung ebenso wie seines Menschenbildes. Dieses Gehen und Vergehen in der Welt, als Notwendigkeit des Fortschreitens zu einem noch unbekanntem Ziel jenseits der vergänglichen Einzelexistenz, ist Titel und Leitmotiv des „Waldgänger“.

Mit einem Vergleich der „Gebirgslandschaften, in denen der Fels luftblau emporstrebt, die grünen Wässer rauschen und der dunkle Blick der Seen liegt“, und den „anderen, unbedeutenden, gleichsam schwermütig schönen Teilen, die abgelegen sind“, hebt Stifters Beschreibung „von unserem wunderschönen Lande ob der Enns“ an (59). – „Es sind jetzt viele, viele Jahre, daß der Verfasser dieser Zeilen, auf jenem Scheidepunkte stand, wo das Auge beide Teile, die heiteren, herrlichen Gebirgslandschaften und jene einfacheren, unbedeutenderen Gegenden unseres Vaterlandes mit einem Male überschauen kann. Er war damals ein Jüngling mit stürmendem Herzen und voll fliegender Hoffnungen. Jetzt sind die Wünsche in das Geleise des Möglichen zurückgekehrt und wagen da noch nicht an die äußeren und ferneren Grenzen zu langen: damals gab es gar keine Grenzen, und von dem Fernen und Unerreichbaren wurde nur bedauert, daß es nicht noch ferner und noch unerreichbarer ist. Er hatte sein Herz an ein Mädchen geheftet, das nichts besaß, keine sogenannte Bildung, keine folgerechte Entwicklung, als nur ihre schönen Augen, die an das Fabelhafte reichende Güte und das ahnungslose, vertrauende Herz. (...) Er stand auf dem Scheidepunkte und sah zurück in jene unbedeutenderen Teile, wo ihre Gestalt wandelte, woher er eben gekommen, wo er so lange neben ihr gewesen, und von wo er auf lange, auf unbestimmt lange scheiden mußte. Es liegt ein vereinsamter Ort auf der Höhe der Scheidelinie mit einer kleinen, vereinsamten Kirche. Der Ort ist kühl, meist windig, und seine Fenster schauen zum Teile nach Mitternacht, zum Teile nach Mittag auf beide Teile des Landes. Auf den kühlen Wiesen dieses Ortes, auf die sich eine mattwarme Herbstsonne legte, stand er und sah zurück.“ (59f.)

Es gibt keinen Stillstand der Zeit in Natur und Menschenleben. Dem einsamen Wanderer erscheint der „Umschwung der Dinge“ als Ende der Halkyonischen Tage im Herbst, ehe sich Dunkelheit und Frost über das Land senken. „Auf dem wärmeren Tieflande, das gegen Mittag ist, und auf dem ganzen Gürtel des glänzenden Hochgebirges der Alpen, wodurch es am Rande beschlossen wird, lag noch der helle, leuchtende Sonnenschein, als würde erst später über jene gesegneten Länder das traurige Naßkalt des späten Herbstes hereinbrechen.“ (60) Die Sprache des modernen Wetterberichts würde den Zusammenbruch des Föhns und das

Eintreffen einer Kaltfront aus Nordwest konstatieren. Der Schüler von Kremsmünster – an dieser Stelle wird „der weiße Punkt der Abtei“ zitiert – wusste über meteorologische Phänomene und Prognosen aus erster Hand Bescheid: P. Marian Koller (1792–1866) war sein Lehrer in Mathematik und Physik gewesen, 1830–1847 leitete er die Sammlungen, die Sternwarte und die meteorologische Station des Mathematischen Turms von Kremsmünster, ehe er 1849 das Referat für die philosophischen Studienanstalten und die Realschulen, polytechnischen, nautischen und astronomischen Institute im Ministerium übernahm. Auch die in der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ zitierten erdmagnetischen Messungen im Sinne Alexander von Humboldts leitete P. Koller; er war maßgebend an der Gründung der Wiener Meteorologischen Zentralanstalt beteiligt.

Der in den Gymnasial- und Studienjahren so oft von Stifter zurückgelegte Weg wird zum Sinnbild des Fortgehens von der Heimat und geliebten Menschen. Die präzise angegebene Topographie, der Weg durch den Haselgraben, vorüber an Burg Wildberg, hinaus zum „Silberblick der Donau“, vorbei an den „dichten Strohdächern reicher Bauernhöfe“, umgeben von „Fruchtbäumen“, nach Linz, von wo die Reise am nächsten Tag – „alles weithin grau und regnerisch“ – in der vom freien Himmel abgeschlossenen Kutsche nach Wien führt, „wo auch die Türme in das niederliegende Grau getaucht waren, die wimmelnde Menge unter Regendächern ging, die Pflastersteine düster glänzten und die Dachtropfen auf die Decke des langsam fahrenden Wagens niederfielen, als er unter dem Torwege des Gasthauses hineinschwankte“. (63) – Dies ist die intensiv konzentrierte Beschreibung des Lebensweges des Ich-Erzählers, der im Gehen seine Lebensbeichte ablegt: „In dem Herzen des Wanderers war eine Wehmut über das Scheiden von dem, was er liebte, welches Scheiden vielleicht kurz – oder auch lange dauern konnte: aber in seinen vertrauenden, zuversichtlichen Augen spiegelte sich der klare österreichische Himmel, er dachte, er werde nun arbeiten, sich mühen, seinem Ziele entgegendrängen, und es könnte ja gar nicht sein, daß es lange dauern könne – und er werde wiederkommen, und alles im Übermaße erreicht haben, wornach seine Wünsche gingen. (...) Wie war seit jenen Jahren alles anders geworden! Jedes Ungeheure und Außerordentliche, welches sich in der Zukunft des Wanderers vorgespiegelt hatte, war nicht eingetreten, jedes Gewöhnliche, was er von seiner Seele und seinem Leben fernhalten wollte, war gekommen – an jenem Morgen, wo er mit einem Händedrucke und dem frohen Versprechen des baldmöglichsten Wiederkommens geschieden war, und wo er dann von der Scheidelinie in das Land zurückschaute, in dem seine Liebe wohnte, hatte er sie zum letzten Male gesehen – kühle Erde deckte nun schon seit langem ihr gutes Herz –, was er sonst anstrebte, erreichte er nicht, oder er erreichte es anders, als er gewollt hatte, oder er wollte es nicht mehr erreichen; denn die Dinge kehrten sich um, und was sich als groß gezeigt hatte, stand als Kleines am Wege, und das Unbeachtete schwoll an und entdeckte sich als Schwerpunkt der Dinge, um den sie sich bewegen. Oft hatte er wieder die Wälder, die Berge, die Täler gesehen, wo er einst an ihrer Hand gewandelt war, sie hatten einen Teil des schönen Dufts abgestreift und standen bekannt und klar und einsam um ihn herum, und öfters war ihm nicht anders, als sähe man noch den Glanzhauch aus dem Himmel hinausziehen von dem Herzen, das einstens hier gelebt hatte und nun fortgegangen ist.“ (62–64)

Die Wasserscheide zwischen Böhmen und Österreich wird zum Symbol der Trennung von der Jugendliebe Fanny Greipl, das „Fortgehen“ aus der Heimat zum Bruch im Leben des ewigen Studenten Stifter. Er hatte 1828, am Beginn seiner Studien stehend, Franziska (Fanny, Fani) Greipl kennengelernt, deren Vater in Friedberg/Frymburk, dem Nachbarort zu Stifters Heimat Oberplan/Horní Planá, einen expandierenden Leinenhandel betrieb. Gemeinsam mit

Fannys Geschwistern und Freunden wurden in fröhlichen Sommerferien all die historischen Stätten „im Budweiser Kreis“ besucht, die in Stifters poetischem Werk ihren Platz finden sollten – vom „luftblauen Würfel“ von St. Thomas/Svatý Tomáš, der Burg Wittinghausen/Vitkův Kámen, hinauf zur „versteinerten Träne“ des Plöckensteiner Sees/Plezné jezero, moldauabwärts nach Stift Hohenfurth/Vyšší Brod, Rosenberg/Rožmberk und Krumau/Český Krumlov. 1829 durfte Stifter gemeinsam mit Fanny und ihrem Bruder Mathias eine Voralpenreise, die bis Berchtesgaden führte, unternehmen. Dennoch fürchtete er, sich trügerischen Hoffnungen hinzugeben, und schrieb Fanny am 1. Oktober 1829 aus Wien: „Mir war es, als müßte ich von allem, was die Erde nur Liebes und Freundliches für mich hat, abscheiden, als stände mir ein Unglücksjahr bevor.“ In Stifters Studien trat jene Blockade ein, aus der er sich nach schwerem Ringen und in quälender Angst vor dem Versagen in künstlerisches Schaffen rettete.

In dem Novellenfragment „Julius“ aus dieser Zeit sind L(inz) und Wildberg Orte dieser Entwicklungsprobleme. Das ungeliebte Jusstudium für den Staatsdienst brach Stifter ab; er hatte bei seinem um zwölf Jahre älteren erfolgreichen Landsmann Andreas Baumgartner aus Friedberg und den anderen Kapazitäten der Wiener Universität wie Etingshausen und Littrow intensive mathematisch-naturwissenschaftliche Studien betrieben. Der erfolgreiche Baumgartner wurde für Stifter unerreichbares Vorbild in der praktischen Anwendung der modernen Naturwissenschaften: In Baumgartners Händen lag die Sanierung maroder Staatsbetriebe wie der Porzellanmanufaktur und der Tabakregie, er organisierte das Telegraphenwesen (sein Freiherrenwappen an seinem Grabmal auf dem Hietzinger Friedhof zeigt einen elektrischen Funken), seine Unterschrift als Minister der öffentlichen Arbeiten im Revolutionsjahr 1848 steht unter Ghegas Semmeringbahnprojekt, für die Gleichberechtigung der Naturwissenschaften an der Akademie der Wissenschaften legte er das bleibende Fundament und diente dieser Institution 1851–1865 als Präsident. Baumgartners Persönlichkeit spiegelte Stifter im Freiherrn von Risach des „Nachsommer“, der seine Enttäuschung im Staatsdienst nicht verbirgt. 1832 drängte Baumgartner Stifter, dessen Begabung er erkannte, zu einer Bewerbung um einen Lehrstuhl für Physik an der Prager Universität. Stifter bestand die schriftliche Prüfung, „vergaß“ jedoch zur mündlichen Prüfung anzutreten, zur Enttäuschung von Fannys Vater, der sarkastisch meinte, der Herr Student könne vielleicht auch einmal darauf vergessen, eine Frau zu haben.

Die aus Briefwechsel und biographischer Forschung gut bekannte und oft analysierte Beziehungsgeschichte Stifters und Fanny Greipl ist hier nur kurz anzudeuten: Seit 1832 hatte Stifter in Wien ein Verhältnis mit der in Künstlerkreisen als Schönheit gefeierten Putzmacherin Amalia Mohaupt. 1835, als er ihr das Eheversprechen gab, richtete er einen letzten verzweifelten Liebesbrief an Fanny, die er im Sommer noch einmal in Friedberg anlässlich der Hochzeit eines gemeinsamen Freundes gesehen hatte: „Dein Bild stand so mild und rein im Hintergrund vergangener Zeiten, so schön war die Erinnerung und so schmerzlich, daß ich, als ich Amalien das Wort künftiger Ehe gab, nach Hause ging, und auf den Kissen meines Bettes unendlich weinte – um dich. (...) denn ich liebte sie nicht, und sollte mir ihr Kuß Wohlgefallen sein, so mußte ich mir deine Lippen dazu denken.“ (Brief aus Oberplan, 20. Aug. 1835)

Fanny, die „Braut meiner Seele“, heiratete am 18. Oktober 1836 den k. k. Kameralkommissär Josef Fleischanderl und zog mit ihm nach Ried – sie starb im September 1839 im Wochenbett mit ihrem ersten Kind August. – 1845 nun reiste Stifter mit Amalia, die er als „Candidat der mathematischen Physik“ 1837 geheiratet hatte, nach Oberplan und Friedberg, wo

alte Erinnerungen schmerzhaft erwachten. Im gleichen Jahr begannen seine Klagen gegenüber Heckenast über die Kinderlosigkeit seiner Ehe. Die Sommer dieser Jahre verbrachte das Ehepaar Stifter in Linz, gewissermaßen in Distanz zur in „Wien und die Wiener“ (1844) so eindrucksvoll beschriebenen Großstadt eine Rückkehr zu den Wurzeln in der Provinz, nachdem er als Novellist und Hauslehrer in adeligen Häusern, namentlich bei Staatskanzler Fürst Metternich für dessen Sohn Richard, nach dem Bohème-Leben der dreißiger Jahre einen bürgerlichen Hausstand hatte gründen können.

An die Gegenwart des Erzählungseinganges schließt sich unvermittelt eine Kindheitserinnerung an: „Tief zurück im Reiche der Erinnerungen steht ein alter Mann, den der Verfasser einst gekannt hat.“ Vor dem Hintergrund der Moldaulandschaft zwischen Friedberg und Hohenfurth entfaltet sich der Bericht über diesen verschollenen Einzelgänger, der, altmodisch gekleidet und „etwas fremdländisch“ sprechend, durch das Sammeln von Schmetterlingen den Einheimischen auffällig erscheint. „Die Leute kamen ihm auch darauf, daß er Moose aus dem Walde nach Hause trage, sie recht schön ausbreite und betrachte.“ (75)

Ein siebenjähriger Knabe, der Hegerbub Simi/Simon, der mit einem Mal an die Stelle des Erzählers tritt, wird zum Begleiter der Sammelgänge des Alten, der ihm Lesen und Schreiben beibringt, ja ihn in vier Sommern zum Naturforscher ausbildet. Mit dem Fortgehen des Knaben „in die Fremde“, um das zu lernen, „was einmal zu seinem Lebensunterhalte dienen könnte“, verschwindet auch der Waldgänger „auf immer von dieser Gegend. (...) Er hat ein großes Buch mitgenommen, zwischen dessen Blättern viele Moose eingepackt waren.“ (92f.)

Dies ist der Inhalt des ersten Kapitels „Am Waldwasser“. Symbol für die unaufhaltsam verrinnende Lebenszeit wird der Lauf der Moldau. Stifter hat die Teufelsmauer/Čertova stěna, schon damals ein beliebtes Ausflugsziel, im Sommer 1828 mit den Greipls aufgesucht und diese Moldauenge im „Waldgänger“ als zentralen Ort der Naturerkundung beschrieben: „Die Moldau, die sonst so langsam geht, so daß sie bei Oberplan, bei Untermoldau, bei Friedberg oft wie eine träge, schillernde Schlange in den Wiesen liegt, verleugnet hier ihre Art und Weise, und sie schäumt und rauscht fast wie ein lebendiges Wasser in dem jenseitigen österreichischen Lande der Alpen. Es sind sehr sonderbare Lichterspiele, wenn man an einem Vormittage hier steht und die Sonne über die Berge hereinschneit, wie sich der blendende Schaum, dann das hellbraune Gold bei überstürzenden Stellen und das tiefe Schwarz bei augenblicklicher Stille mischen und alles das unaufhörlich weiter hastet und treibt. Aber ganz ernster und schöner wird diese Erscheinung erst weiter unten von Kienberg, wo eine Gesellschaft von Felsen steht, die Bäume immer weniger und kleiner werden, der Stein sich mehrt und endlich allein in größter Fülle die Herrschaft führt. Zerschlagene, zertrümmerte Steine liegen umher, ein mächtiger Felsenbau erhebt sich und trägt die graue Brust aus dem ringsum liegenden Reiche der Zerstörung empor, einzelne gelichtete Stämme stehen, und zwischen ihnen kömmt das unsägliche Rauschen herüber. Das Rinnsal ist sehr verengert, die Moldau muß über tausend Steine hinüber, sie führt Baumstämme herbei, klemmt sie zwischen die Felsen, stellt sie auf, strickt sie ineinander und muß durch, sie muß auch dem mächtigen grauen Baue der Felsen ausweichen, sie muß um ihn herum und braust und ächzt wie ein lebendiges Wesen, das aus einer ängstlichen, gefahrvollen Lage mit aller seiner Arbeit heraus will.“ (70)

Wiederholt hat Stifter die Teufelsmauer gemalt, er zeichnete sogar eine Vignette für das Titelblatt des „Waldgänger“. Sie wurde ihm, wie ich anderenorts zu zeigen versucht habe, zum exemplarischen Schauplatz widerstreitender geologischer Paradigmen von Neptunismus und

Plutonismus/Vulkanismus, ein Thema, das er dann mit der systemischen Anordnung der „Bunten Steine“ ausführen sollte.

Stifters naturwissenschaftliche, poetische und malerische Darstellung der Teufelsmauer hat ihre Entsprechung in Bedřich/Friedrich Smetanas Tongemälde Vltava/Die Moldau im Zyklus *Má vlast/Mein Vaterland*, das im November/Dezember 1874 unter völliger Ertaubung des Komponisten entstand. Smetanas Programmmusik korrespondiert mit Stifter: „Die Komposition schildert den Lauf der Moldau, angefangen bei den beiden kleinen Quellen, der kühlen und der warmen Moldau, über die Vereinigung der beiden Bächlein zu einem Fluß, den Lauf der Moldau durch Wälder und Fluren, durch Landschaften, wo gerade eine Bauernhochzeit gefeiert wird, beim nächtlichen Mondschein tanzen die Nymphen ihren Reigen. Auf nahen Felsen ragen stolze Burgen, Schlösser und Ruinen empor. Die Moldau wirbelt in den Johannesstromschnellen; im breiten Zug fließt sie weiter gegen Prag, am Vyšhrad vorbei, und in majestätischem Lauf entschwindet sie in der Ferne schließlich in der Elbe.“ 1882 folgte die Oper „Čertova stěna“ mit der auch von Stifter berichteten Sage um die Gründung des Zisterzienserstiftes Hohenfurth, die der Teufel vereiteln möchte.

Das zweite Kapitel „Am Waldhänge“ erhellt die Lebensgeschichte des Waldgängers. Georg, dessen Familiennamen wir wie bei vielen Stifter-Gestalten nicht erfahren, stammt aus einer protestantischen Pfarrersfamilie in der norddeutschen Ebene, bildet sich, ursprünglich für eine Beamtenlaufbahn bestimmt, zum erfolgreichen Baumeister heran, und lernt Eleonora Elisabeth Corona, die Gesellschafterin einer alten Gräfin, kennen und lieben. Hier kommt die von Stifter mit der Angela der „Feldblumen“ und „Brigitta“ beschriebene weibliche Bildungs- und Emanzipationsproblematik ins Spiel: Georgs Geliebte hat sich als Sechzehnjährige von ihrem Vater, einem unseriösen Geschäftsmann, der nach dem Tod der Mutter mit der Haushälterin zusammenlebt, losgesagt. „Die verödete Größe, die in ihrem Wesen lag, lockte ihn an. (...) Der kühne, vereinzelt Mann (...) gewann ihr ihre Ehrfurcht ab.“ (112)

Mit und neben seinem Beruf widmet sich Georg der Naturwissenschaft: „Er liebte diese Wälder sehr, ging gerne in ihnen herum und suchte nach allerlei Gegenständen in denselben, die er sich aufhob und zu Sammlungen vorbereitete. Auch große Gebirge erblickte er, er verweilte gerne in ihnen und sah ihre Zacken und Mauern und Kronen wie gewaltige Bauwerke an, die in uralter Zeit einst jemand aufgeführt hatte. Da ging er gerne allein neben den strömenden Wässern, die am Fuße dieser Bauwerke in den Tälern dahinrollten.“ (102) – „Ihr gefiel sein Tun, daß er nämlich für seine Beschäftigung so eingenommen sei, und daß er dann, wenn ihm eine freie Zeit übrigblieb, die Blechbüchse nahm, in den Wald ging und Moose und Pflanzen in dieselbe sammelte. Da sie einmal mit der Gräfin in sein Zimmer gekommen war, hatte sie seine Steine gesehen: sie glänzten einfach und heiter von der Wand herüber, und auf jedem war ein kleines Zettelchen geklebt, welches den Namen des Mineralen angab. Sie waren nur diejenigen, die in der Gegend vorkamen, und die er in jüngster Zeit zusammengestellt. Andere hatte er noch in der früheren Wohnung, wo er gewesen war, ehe er zum Baue der Gräfin herübergekommen war.“ (112f.)

Das Ehepaar gründet auf der Basis eines durch die erfolgreiche Bautätigkeit Georgs erworbenen Vermögens ein Landhaus mit Garten, Glashaus und Springbrunnen: „Er stellte Sammlungen auf, und sie ordnete die anderen Dinge, daß ein luftiger, heiterer Tempel des Geschmacks und der Ordnung erschien.“ (122) – Weiterführung des erträumten „Tuskulums“ der „Feldblumen“ und Vorwegnahme des Rosenhauses im „Nachsommer“. Diese Hausgründung erfolgt in Österreich; den Einzelheiten der Landschaft nach, im Voralpenland, wohl dem von Stifter so oft bereisten und beschriebenen Salzkammergut.

„Nur eines fehlte dem Ehepaare zu seinem völligen Glücke: sie hatten keine Kinder.“ (118) So verrinnt die Zeit ins Leere: „Am andern Tage war wieder ein Tag, wie viele gewesen sind, und wie sie immer sein werden, bis sie sterben.“ (127)

Es ist die Frau, die im dreizehnten Ehejahr die Wende herbeiführt. Sie trägt ihrem Mann, der „zu seinen Steinen gegangen war“, eines Abends an, „freiwillig und in Liebe und Güte die Verbindung“ aufzulösen, um in einer neuen Ehe Nachkommen zu haben. „Es ist nicht so, es ist doch nicht so“, entgegnet verstört der Mann. „Bei diesen Worten schob er langsam seine Steine, die er vorher bei sich gehabt und betrachtet hatte, zurück und sah lange, gleichsam mitleidig, auf dieselben hin.“ Schließlich willigt Georg ein, „er erhob sich zu Coronas Gedanken“. (13) Dass „die Angelegenheit bei der Behörde“ so leicht „in Ordnung (zu) bringen“ war und auch „mit der geistlichen Obrigkeit, weil beide Teile einig waren, das Anliegen bald erledigt war“, wäre nun selbst im protestantischen Eherecht so nicht möglich gewesen – die Kritik beklagte denn auch den „sittlichen Leichtsinn“ (Der Humorist, 27. Nov. 1846). Die Ehegatten hatten vereinbart, keinen Kontakt mehr zueinander zu haben und jeweils eine neue Verbindung einzugehen. Georg gewinnt „nicht nur eine Gattin, sondern sie gebar ihm auch Kinder, zwei Knaben, welche fast so schön waren, wie er in seiner Kindheit gewesen ist. Die Gattin hieß Emilie, sie liebte ihn und behandelte ihn freundlich.“ Dass Georg Emilie liebte, wird nicht gesagt. „Da mehrere Jahre vergangen waren, da die Kinder heranwuchsen, dachte er neuerdings darauf, wie einst in schönen Tagen, sich wieder ein Haus zu bauen und sich fest niederzulassen.“ (135)

Wieder sind 13 Jahre verstrichen, und er kommt auf seiner Suche „einem Waldgebirge näher“, das ihn an den Ort seines ersten Hauses erinnert, doch „viele, viele Meilen weit von dieser jetzigen Gegend“. (135) Aus der einleitenden Gegenüberstellung von Alpen und Oberösterreich/Böhmerwald dürfen wir vermuten, dass Stifter hier seine Heimat meint. Als Georg abends noch einen Spaziergang mit den beiden (namenlos bleibenden) Knaben, neun und zehn Jahre alt, unternimmt – „gerade so wie ein Pfad gewesen war, an dem er sehr gerne mit Corona gegangen war, das sie noch das Haus am Waldhange bewohnt hatten“, begegnet er seiner ersten Frau: „Corona“, sagte er, „Georg“, antwortete sie. Sie reichte ihm die Hand – er faßte sie und meinte, er könne sie gar nicht mehr loslassen.“ In einem kurzen, verlegenen Gespräch stellt sich heraus, dass Corona die Vereinbarung ihrerseits nicht eingehalten hatte und „es nicht vermochte“, sich erneut zu vermählen. Zum Abschied schenkt sie den Kindern zwei Äpfel. „Die Knaben bissen in die roten Äpfel und aßen sie auf dem Heimwege. Georg entkleidete sich bald, ging auf sein Zimmer – – und der achtundfünfzigjährige Mann weinte die ganze Nacht.“

In diesem letzten Kapitel stehen wir „Am Waldrande“ und zugleich am Rande des Lebens. „Was weiter geschah? – Georg konnte zu keiner Stetigkeit mehr kommen. Die Kinder wurden groß und gingen fort. Der unbändige Hang zielte nach keiner Vergangenheit, ja er fragte nicht einmal nach einer, als wäre sie nicht gewesen, wie Georg es als Waldgänger in dem Gleichnisse der sterbenden Pflanzenäste zu dem Hegerbuben sagt. Einer dient zu Schiffe, ist auf allen Meeren und schreibt alle zwei, drei Jahre einen Brief; der andere, durch Lust an Naturgegenständen überwältigt, warf sich aufs Zeichnen und Malen und ging, da sich eine Gelegenheit fand, voll Freude nach Südamerika, von wo er fast gar nicht mehr schreibt. Die Mutter der Knaben ist gestorben – und Georg ist wieder allein, wie er es ja, wenigstens von den erstrebten Kindern aus, sein mußte – der zurückgelassene, verdorrte Ast (...) – Und so wird es fortgehen, wie es von seinen Eltern her fortgegangen ist, wie es bei seinen Söhnen fortgeht, und wie es bei dem Hegerbuben fortgehen wird, er mag sich nun zu einer Handarbeit, zu

einem Gewerbe gewendet haben oder zu dem Meere der Wissenschaft, auf dem er fortsegelt, bis auch er wieder von seinem Sohne verlassen ist und allein auf dem Schiffe steht, da es sinkt. (...) Wir wissen nicht, wo der alte Waldgänger jetzt ist. Er mag noch irgendwo leben, er mag gestorben sein – wir wissen es nicht.“ (138)

Die Erzählung bricht mit einem Reuebekenntnis ab und führt in die Transzendenz: „Die zwei Menschen, die sich einmal geirrt hatten, hätten, die Kinderfreude opfernd, sich an der Wärme ihrer Herzen haltend, Glück geben und Glück nehmen sollen, bis an das Grab, und wenn sie zu Gott gekommen wären, hätten sie sagen sollten: ‚Wir können keine Kinder als Opfer mitbringen, aber Herzen, die du uns gegeben, die sich nicht zu trennen vermochten und die ihr wenig, was ihnen geblieben, mit hieher bringen, ihre Liebe und ihre Treue bis zum Tod.‘“ (139)

Nicht nur die gescheiterte Liebesbeziehung zu Fanny, sondern auch die kinderlose Ehe mit Amalia, die Stifters Interessen verständnislos gegenüberstand, ist in die Tragik des „Waldgänger“ eingeflossen, als Aufarbeitungsversuch und Verdrängung der eigenen Lebensproblematik. Diesen Leerlauf suchte Stifter zu kompensieren, im je länger, je weniger geliebten Amt als Schulinspektor, mit der angestregten Bemühung um alternative poetische Gegenwelten in „Nachsommer“ und „Witiko“ – und verhängnisvoller Weise in der Maßlosigkeit des Essens und Trinkens, die der so oft beschworenen „Einfachheit“ der Lebensführung widersprach und in die psychosomatische, verdrängte Krankheit zum Tode mündete, schließlich in das Gegenteil jenes „heiteren, gelassenen Sterbens“ (4, 43) führte, das er einst als Erfüllung eines Lebens gemäß dem Sanften Gesetz genannt hatte.

Als Algebra-Exempel mit zwei Unbekannten hat Stifter auf dieser Suche nach der verlorenen Zeit im „Waldgänger“ seine eigenen Lebensdaten und -erfahrungen mit denen Georgs auf unterschiedlichen Erzählebenen verzahnt und verschlüsselt. Beim folgenden Versuch einer Korrelation dieser Erinnerungsschichten ist in Rechnung zu stellen, dass Angaben wie „im dreizehnten Jahr“ zu kleinen Differenzen führen können, wie übrigens Stifter sein Geburtsjahr häufig und absichtlich falsch angab, 1806 statt 1805 – er schämte sich offenbar dafür, dass seine Eltern am 13. August 1805 geheiratet hatten und er am 23. Oktober 1805 zur Welt gekommen war. Als er 1845 den Plan zum „Waldgänger“ fasste (oder nach seiner Zeitrechnung im Jahr der Ausarbeitung 1846), war er genau vierzig Jahre alt – die Akmé, mit der die alten Griechen ihre Chronologie der Erinnerung bezeichneten. Diese Zeitrechnung nach Altersstufen kannte Stifter aus seinen althilologischen Studien. (Auch Herr Tiburius Kneigt im „Waldsteig“ ist realiter vierzig Jahre alt, ehe er glücklich zum „sechszwanzigjährigen“ Ehemann und Vater verjüngt wird.)

Man kann die Lebensalter des Mannes nach Jahrzehnten noch heute am Krumauer Sgraffitohaus aus dem späten 16. Jahrhundert sehen – sie korrespondieren wie auch in den Bildprogrammen der Sgraffitohäuser von Retz oder Weitra mit den volkstümlichen Versen:

(...)  
Dreißig Jahr ein Mann,  
Vierzig Jahr wohlgetan,  
Fünfzig Jahr stille stahn,  
Sechzig Jahr geht's Alter an,  
Siebzig Jahr ein Greis,  
Achtzig Jahr schneeweiß,  
Neunzig Jahr der Kinder Spott,  
Hundert Jahr Gnad' dir Gott (oder: Gnade von Gott)

Der Waldgänger hat bei der Begegnung mit dem Hegerbuben das Alter von siebzig Jahren überschritten (65 plus 7). Stifter war durch seine Großmutter Ursula schon im Kindesalter ein guter Kenner der Bibel geworden, wie er in der frühen Erzählung „Heidedorf“ autobiographisch vom „Haideknaben“ der Journalfassung berichtet. So war ihm der von der Vergänglichkeit des Menschen handelnde 90. Psalm vertraut: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und was daran köstlich scheint, ist doch nur vergebliche Mühe; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.“ (Ps 90,10) Hier stehen auch die Verse (90,3–6) als geheimes Leitmotiv der Erzählung: „Der du die Menschen lässt sterben und sprichst: Kommt wieder, ihr Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Du lässt sie dahin fahren wie einen Strom, sie sind wie ein Schlaf, wie ein Gras, das am Morgen noch sprießt, das am Morgen blüht und sproßt und des Abends welkt und vertrocknet.“

Georg ist dreißig Jahre alt, als er Corona kennenlernt; aus der Altersangabe von 58 Jahren bei der letzten Begegnung mit ihr und der Abrechnung von zweimal dreizehn Jahren ergibt sich ein Heiratsdatum von 32/33 Jahren, was der Zeitspanne vom ersten Auftreten Jesu und dem Kreuzestod entspricht. Die mehrfache Nennung der Unglückszahl 13 (auch  $65 = 5 \times 13$ ) nimmt wohl auch Bezug auf das Alter Stifters beim Unfalltod seines Vaters 1817.

Eine Nebenfigur im „Waldgänger“, der Abdecker Adam, erscheint in seinem Patriarchenalter von 97 Jahren mit dem symbolischen Namen des Urvaters der Menschheit: Adam benennt ja, gemäß Genesis 2,19–20, alle Tiere und Vögel. Stifters Großvater Augustin benannte ihm alle Orte und Dinge seiner Oberplaner Heimat, wie sich der Enkel in der Erzählung „Granit“, der ersten der „Bunten Steine“, dankbar erinnerte – diese Kenntnisse gaben den Ausschlag beim Aufnahmegespräch im Gymnasium Kremsmünster, bei dem P. Placidus Hall die Intelligenz des äußerlich schwerfälligen „Adalbertus Stifter, Bohemus Oberplanensis“ als wachen Wirklichkeitssinn erkannte. In einem Brief an Heckenast (7. März 1860) lässt Stifter in der Hoffnung auf ein hundertjähriges Leben zur Ausführung all seiner Pläne (außer dem „Witiko“ noch „Wok“ und „Zawisch“ und „Kepler“) seinen Großvater 97 Jahre alt werden (in Wahrheit immerhin 90 Jahre, 1744–1834). Notabene: Auch der Jude Abdias, der Züge Ahasvers trägt, stirbt mit 97 Jahren. Es sei noch angemerkt, dass die Verschränkung der Zeit- und Erzählschichten sowie die eingehend geschilderte Lederkleidung des Waldgängers (wie auch der „Ledermann“ Witiko) offenbar von Coopers Lederstrumpf-Geschichten angeregt war, und dass in der insgesamt viermal hervorgeholten „Mappe meines Urgroßvaters“ die Generationenabfolge zum zentralen Thema wurde.

Bringt man die Lebensspanne Georgs mit Stifters eigenen Daten in Einklang, ergibt sich folgendes Zeitschema: Der 1805 geborene Erzähler lernt als Siebenjähriger 1812 den „sehr alten“, 72jährigen Waldgänger kennen. Dieser ist demnach 1740 im norddeutschen „Eislerode“ (in merkwürdigem Anklang an Luthers Geburtsort Eisleben) geboren, hat Corona 1770 kennengelernt, heiratet sie 1772/73 und gründet mit ihr den Hausstand in Österreich – das heißt im Zeitalter der josephinischen Toleranzgesetzgebung! Auf dieses bedeutsame Motiv sei nur knapp hingewiesen; die positiven Aspekte, unter denen Stifter den Protestantismus betrachtet, scheinen ebenso in „Kalkstein“ durch: „Der arme Wohltäter“ der Journalfassung dieser Erzählung ist protestantischer Geistlicher, dem die Bibel als Kopfkissen dient; in „Kalkstein“ ist er zwar zum katholischen Pfarrer geworden, doch hat Stifter ihm die Bäffchen seiner Amtstracht (aus Versehen oder absichtlich?) belassen. Die Nachwirkung der Sprache der Bibel in Stifters Prosa ist noch nie genau untersucht worden, die Bibellektüre seiner Groß-

mutter Ursula, erinnert vom autobiographischen „Haideknaben“ („Das Heidedorf“), bleibt jedenfalls im katholischen Milieu ungewöhnlich und merkwürdig.

Für die Würdigung des „Waldgänger“ ist der Hinweis auf den zyklischen Charakter vieler Erzählungen Stifters nötig. „Der Waldgänger“ bildet schon vom Titel her den Schlussstein zu einer Trilogie, die mit „Hochwald“, als Verstörung der Liebe durch den Einbruch des Krieges, einsetzt, und in deren Mitte „Der Waldsteig“ (1845) steht, der von der Heilung eines Stadtneurotikers durch ein Mädchen aus dem Volk, von Familiengründung und Kindersegen erzählt. „Der beschriebene Tännling“ (1846) gehört mit der intensiven und genauen Beschreibung der Holzarbeit und der Kritik am spätfeudalen Jagdwesen ebenso in diese Reihe wie die 1866 hinzugekommene Alterserzählung „Der Waldbrunnen“, deren Inhalt eine Versöhnung mit dem Trauma des Selbstmordendes der Ziehtochter Juliana Mohaupt (1859) beabsichtigt.

### **„... als suchten sie etwas oder betrachteten etwas, das zwischen den Steinen liegen müsse.“ Von der Bedeutung der Zeichen der Natur**

In der Beschreibung der Wohnstätten der Waldleute seiner Heimat und ihrer Arbeit als Förster, Jäger, Bauern, Holzfäller, Flößer, Heger und Abdecker, ist Stifters Erzählwerk eine Quelle sozialhistorischer Informationen, außer im Waldgänger namentlich im „Beschriebenen Tännling“. Halten wir fest, dass der Ich-Erzähler mit der Kindheitserinnerung in die Rolle des Hegerbuben schlüpft – die Namengebung Simi/Simon/Simbauer scheint zudem eine Erinnerung an den Freund Friedrich Simony festzuhalten, den Salzkammergutforscher und bedeutenden Geographen, dessen Begabung in früher Jugend von dem einflussreichen Baron Jacquin d. J. entdeckt wurde. Zu den bekannten Bezügen zu Simonys alpinistischen Forschungen im Dachsteingebiet in „Bergkristall“ und „Nachsommer“ (hier mit „Simmeis“ für den Dachsteingletscher eine ähnliche Namensanspielung!) kommt also auch der „Waldgänger“ hinzu.

Der Waldgänger erblickt den Hegerbuben erstmals als kleinen Schmutzfink, der „mit einem Holze die schwarze Wiesenerde, über welche das glasklare Wasserlein floß, aufstörte, daß es getrübt wurde“ und dabei Hände und bloße Füße, Hemd und Hose beschmutzt. „Neben ihm im Grase lagen mehrere aus Tannenholz gespaltene, schneeweiße, kurze und kleine Scheitchen, wie man sie gerne zur Feuerung auf der Leuchte verwendet, wenn man auf ihr kocht, (...) und waren nach einer gewissen Ordnung in dem kurzen, dunklen Grase, das auf der Walderde war, gelegt. ‚Was hast du denn wieder mit dem Holze gebaut, Simi?‘ fragte der Vater. ‚Hohenfurth‘, antwortete der Knabe, der mit den großen blauen Augen zu den zwei Männern hinaufschaute.“ (78) Der Waldgänger nimmt den Knaben mit in die Stiftskirche von Hohenfurth, auch zur Feier der Osternacht; dieser hört seitdem auf, „Hohenfurth zu bauen und Dinge nach Hohenfurth wandern zu lassen.“ (82)

Zum zweiten fällt dem Waldgänger auf, dass der Bub, „auf der bemalten Kleidertruhe seiner Mutter“ sitzend, aus ihrem Gebetbuch „abenteuerliche Worte“ wie „Bürgen, Nagelein, böhmisch Heidlein“ liest. Dieses kindliche Verhalten gegenüber Dingen und Schrift rief sich Stifter an seinem Lebensabend ins Gedächtnis, als er im September 1866, schwer erschüttert vom Krieg dieses Jahres und von Krankheit gezeichnet, das Heimathaus in Oberplan besuchte und, am Tische sitzend, seine Fragment gebliebene Autobiographie zu schreiben begann, übrigens nur mit Mühe den Lärm der fröhlich tobenden Kinderschar seiner Neffen und Nichten ertragend. Alle neueren Analysen von Stifters Persönlichkeitsentwicklung gehen zu Recht von diesem einzigartigen Dokument frühkindlicher Erinnerung aus, die mit der bei Stifter so beliebten Gegenüberstellung von Sandkörnchen und Weltall, Mikro- und Makrokosmos anhebt. „Wonne und Entzücken“, „Entsetzliches und Zugrunderrichtendes“ vermengen sich.

„Glanz“ und „Gewühl“ waren Eindrücke einer kirchlichen Feier in der Oberplaner Kirche. Besonders beeindruckte den kleinen Albert der Tisch mit einem rot eingelegten „Osterlämmlein“: „Als dazumal (im Kriegsjahr 1809) sehr oft das Wort ‚Konskription‘ ausgesprochen wurde, dachte ich, diese roten Gestalten seien die ‚Konskription‘.“ Wie Simi „las“ der Knabe aus einem Buch die Worte „Burgen, Nägelein, böhmisch Haidel“. Der alte Mann sieht sich als Bub auf dem sonnigen Fensterbrett sitzen: „Auf diesem Fensterbrette sah ich auch, was draußen vorging, und ich sagte sehr oft: ‚Da geht ein Mann nach Schwarzbach, da fährt ein Mann nach Schwarzbach, da geht ein Hund nach Schwarzbach, da geht eine Gans nach Schwarzbach.‘ Auf diesem Fensterbrette legte ich auch Kienspäne ihrer Länge nach aneinander hin, verband sie wohl auch durch Querspäne und sagte: ‚Ich mache Schwarzbach.“ In der Tat führt die Straße an Stifters Elternhaus vorüber nach dem zehn Kilometer entfernten Nachbarort Schwarzbach/Černá v Pošumaví. Hinzu kommt das Schlüsselerlebnis aus „Granit“ (Journalfassung: „Die Pechbrenner“): Ein vorüberziehender Pechhändler streicht im Scherz die nackten Füße des auf dem (noch vorhandenen) Stein vor dem Haus sitzenden Knaben mit seiner Wagenschmiere ein, dieser tappt auf den soeben frisch gescheuerten Boden der Guten Stube und zieht sich mit dieser „fürchterlichen Wendung der Dinge“ Zorn und Züchtigung der Mutter zu. Erst Großvater Augustin weiß zu reinigen, zu beruhigen und auf einem lehrreichen Gang ins Freie zu trösten und zu versöhnen.

Fast deckungsgleich teilt in „Nachsommer“ der alte Gastfreund dem jungen Naturforscher seinen Lebenslauf von früher Kindheit an mit, nachdem dieser schon drei Kapitel vorher den Liebesbund mit Natalie geschlossen hatte. Erst jetzt nennt der Freiherr von Risach seinen Namen. „Da ich noch klein war, legte ich allerlei Dinge aneinander und gab dem so Entstandenen den Namen einer Ortschaft, den ich zufällig öfter gehört hatte, oder ich bog eine Gerte, einen Blumenstengel und dergleichen zu einer Gestalt und gab ihr einen Namen, oder ich machte aus einem Fleckchen Tuch den Vetter, die Muhme.“ Die „dunkle Gestalt“ auf der Ahornstischplatte heißt hier „die Kriegswerbung“. – „Ich machte aus feuchtem Lehm Palläste, aus Holzrinde Altäre und Kirchen. Ich nenne diesen Trieb Schaffungslust.“ Risach folgert daraus mit einem Leitwort Goethes bedeutungsschwer „die Ehrfurcht vor den Dingen, wie sie an sich sind“.

In der späten Erinnerung am Lebensabend münden die Ursprünge frühen Welterlebens in die Projektion auf die poetischen Gestalten des Kindes und des alten Mannes, die im eigenen Ich zusammenfinden. In „Katzensilber“ und „Waldbrunnen“ verschmelzen die Märchensprüche der Großmutter von „Sture-Mure“ und deren Wiederholung durch das „braune Mädchen“ (4, 222 und 273) mit den phantastischen Wortgebilden Julianas – „Burgen, Nägelein, Schwarzbach, Susein, Wendehold, Staran, zwei Engel, Zinzilein, Waldfahren und ähnliches“ (5, 263) Diese kindliche Poesie wird von dem die Schule inspizierenden Großvater geduldet, sie setzen sich in der Rezitation von Goethe-Gedichten und eigenen „wunderschönen Gedichtchen“ der jungen Frau fort, die der Erzähler jedoch verschweigt (5, 282)

In Stifters Kindheitserinnerung spielt sein Lehrer Josef Jenne eine wichtige Rolle; wie für die Mutter ließ Stifter Jenne, der immerhin zehnjährige Schüler zu einer Aufführung von Haydns „Schöpfung“ förderte, eine Grabtafel an der Kirche von Oberplan setzen. Lehrer Jenne ist wohl im Waldgänger gespiegelt. Er hatte dem kleinen Albert Raffs Naturgeschichte geliehen; dieser war ganz glücklich, einen wirklichen Maikäfer „im Buch“ gefunden zu haben.



Abb. 1: ABC- oder Namenbüchlein, Wien 1785, im Verlagsgewölbe der deutschen Schulanstalt bei St. Anna in der Johannesgasse.

Im Falle des Hegerbuben ist es der Waldgänger, der die Alphabetisierung in die Hand nimmt. Im Kaufhaus von Hohenfurth wird ein „Papptäfelchen (besorgt), das mit Papier überzogen war, und auf dem große, schwarze und rote Buchstaben standen, die ganzen Buchstaben, aus denen unsere Sprache zusammengesetzt ist, mit der wir alle Dinge der Welt sagen können.“ (84) Mit einem „Büchchen mit Tinte“ und den „mit einem feinen Messerlein (geschnittenen) Federn, die dann in einem langen schmalen Holztrüchelchen aufbewahrt werden“, wird das Schreiben erlernt. Zwischen dem Greis und dem lesenden Knaben entsteht im Prozess dieser elementaren Bildung geistige Verwandtschaft. Beim Buchstabieren sagt der Knabe: „Ich weiß es schon, Vetter, der dritte rote heißt Ce.“ (84) Als ihm der Waldgänger etwas später ein Buch verspricht, „aus dem du etwas lernen kannst“, spricht Simi: „Ja Vater, gebt mir ein solches Buch.“ (89)

Nicht nur das Lesen der Schrift, sondern auch das Lesen im Buch der Natur lehrt der Alte das Kind, in merkwürdiger Übereinstimmung mit der Einleitung zum „Orbis pictus“ des Johann Amos Comenius. Am Beispiel der Erdbeere belehrt der Greis seinen Schüler über das Verhältnis von Eltern und Kindern: „Die Liebe geht nur nach vorwärts, nicht zurück. (...) Siehst du die Erdbeeren, sie haben lange, feine Schnüre, die an dem Boden fortstehen, und wenn eine solche Schnur einmal nach auswärts geht, kehrt sie niemals mehr zu ihrem Ursprunge um, von dem sie gekommen.“ (91f.) Die Erdbeere, durch die Dreizahl der Blätter auf mittelalterlichen Gemälden Symbol der Dreifaltigkeit, zugleich durch Farbe und Süße ein erotisches Signal, begegnet als zentrales Motiv vielfach bei Stifter, so im „Waldsteig“, „Kalkstein“ und „Tännling“ wie in der Entstehungsgeschichte von „Bergkristall“.

Selten nur nennt Stifter seine Pflanzen beim Namen, ausgenommen das noch ganz Jean Paul'sche Arrangement der „Feldblumen“ oder die pedantische Aufzählung der Gartenblumen von Georgs Mutter. Die Phänologie des Blumenjahres beginnt mit dem „dottergelben Saum der Butterblumen“ (86, Sumpfdotterblume) – von daher mochte die Invektive Hebbels rühren, die Stifter zur Entgegnung in der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ veranlasste:



Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken?  
Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!

Hebbel setzte seinen Angriff mit dem „Register der Staubfäden“ fort, das Stifter seiner Meinung nach dem Leser im „Nachsommer“ vorsetzte. Gerade darum ging es aber Stifter nicht. Die auch im „Nachsommer“ angespielte Überwindung des künstlichen Systems Linnés durch ein natürliches System der Pflanzenverwandtschaft war das Thema der wissenschaftlichen Botanik seiner Zeit. Goethes Ahnungen von der Metamorphose alles Lebendigen, die Erforschung der Physiologie der Zelle bei Einzellern und pflanzlichen und tierischen Organismen, die Frage nach dem „heiligen Wunder“ (Goethe) von Befruchtung und Vermehrung, praktische Anwendung in Agrikultur und Gartenbau – all dies war dem Hauslehrer der Naturwissenschaft in Metternichs Villa am Rennweg mit ihren Gärten und Glashäusern und dem Kandidaten für ein forstbotanisches Lehramt in Mariabrunn vertraut.



Abb. 2:  
Jan Amos Comenius/Komenský,  
*Orbis sensualium pictus quadrilinguis*  
/ Die sichtbare Welt in Vier Sprachen,  
Leutschau 1685. –  
Der pädagogische Gestus des alten  
Lehrers gegenüber seinem Schüler  
(M/agister – P/uer, L/ehrer –  
S/chüler) und sein Unterrichtspro-  
gramm entsprechen den Worten des  
Waldgängers: „In dem menschlichen  
Geschlechte ist nun ein wunderliches  
Streben – zuerst der Drang, sich zu  
entwickeln, (...) dann zu wissen, all  
die kleinen Dinge zu erforschen, Gott  
zu erkennen.“ (Sig. Häusler)

Bei der Beurteilung der zeitgenössischen botanischen Forschungen und Interessen sollte nie vergessen werden, dass im Altbrünner Klostersgarten der Augustinermönch Gregor Mendel (1822–1884) noch zu Stifters Lebzeit jene Kreuzungsexperimente durchführte, die zur Grundlage der modernen Genetik werden sollten. Übrigens: Auch Mendel scheiterte an der Lehramtsprüfung ...

In Stifters Zeit wirkten in der Nachfolge Jacquins drei große Botaniker, deren Forschungen den Paradigmenwechsel in der Scientia amabilis ankündigten: der Jurist August Neilreich (1803–1871), dessen Floristik von Wien und Niederösterreich pflanzengeographische und, wie wir heute sagen würden, ökologische Aspekte erschloss; der auch als Philologe bedeutende Stephan Ladislaus Endlicher (1804–1849), der als Direktor des Botanischen Gartens Nachbar Metternichs war, dort das Botanische Museum als wissenschaftliches Studienzentrum gründete und die Grundlagen eines natürlichen Pflanzensystems schuf, gemeinsam mit dem Steirer Franz Unger (1800–1870), dessen ehrenvolle Zitierung in Darwins „Origin of species“ seinen Rang in der frühen Evolutionsforschung beweist. Seine paläobotanischen Forschungen führten ihn zur ersten bildlichen Darstellung der Epochen des Lebens in der Erdgeschichte, zum andern stellte er sich den Forschungsproblemen im Bereich der Fortpflanzung und Vermehrung („Die Pflanze im Momente der Tierwerdung“, 1843). Er erkannte den geschlechtlichen Charakter der Spermatozoiden der Moose – hier sind wir wieder beim Waldgänger, der sich ja der Bryologie widmet und Simi in diese anspruchsvolle Forschungsarbeit einführt. „Die Moose erkannte er zuerst an der rostbraunen oder hellgrünen oder dunkelsamigen Farbe, an den Haaren oder an den glatten Herzchen, an den Spießeln und Zacken und Knorren; später nannte er sie mit lateinischen und griechischen Namen.“ (86)

Stifter kam mit diesen Forschungen an der Kryptogamenflora schon in Kremsmünster in Verbindung; die Sammlungen bewahren die wahrscheinlich besterhaltene Serie der berühmten Pilzmodelle Leopold Trattinniks (1764–1849). Schon bei der Gründung der Ritterakademie 1744 wurde der Naturforscher Johann Blasius Frank aus dem Würzburgischen bestellt, der mit den Zöglingen Botanik und Mineralogie auf „naturhistorischen Spaziergängen“ betrieb. Jeder Schüler, und dies sollte noch lange gelten, hatte ein Herbar anzulegen. Dies galt auch und insbesondere für die Mitglieder der Dynastie. Die Forschungen im Auftrag von Erzherzog Johann galten vor allem der Alpenflora, auch mit der Anlage des ältesten Alpengartens (ursprünglich in Schönbrunn in Verbindung mit dem Schweizer/Tyroler Haus, dann beim Belvedere). Der kaiserliche Bruder Franz II. (I.) erwarb sich den Titel eines „Blumenkaisers“ – seine Interessen galten insbesondere der tropischen Flora (Brasilien-Expedition, Gewächshäuser). Der sechsjährige Franz Joseph Carl schenkte seiner „lieben Großmama“ (Kaiserin Carolina Augusta) ein kleines Herbar und wurde als Kaiser Bauherr des Schönbrunner Palmenhauses. Diese Reihe allerhöchster Freunde und Förderer der Botanik und der Hortikultur ließe sich lange fortsetzen. In unserem Kontext ist bemerkenswert, dass Kaiser Ferdinand I. sich in die Welt der Kryptogamen vertiefte. Mit Hilfe von Lupe und Mikroskop hergestellte Abbildungenwerke und Moospräparate, die sich im Naturhistorischen Museum erhalten haben, dokumentieren dieses Interesse. Diese merkwürdige Konzentration auf die „niederer“ Pflanzen teilte Stifter mit der wissenschaftlichen Botanik seiner Zeit, die sich intensiv der von Carl von Linné in der 24. Klasse seines Systems so vernachlässigten „Kryptogamen“ (Farne, Moose, Flechten, Pilze) annahm. Die „Zeugung im Verborgenen“, nichts anderes bezeichnet der Sammelname dieser so verschiedenartigen Ordnungen, erschloss die Biologie, die den Schritt von der Beschreibung zur analytisch-genetischen Methode vollzog. Der Begründer der Bryologie war der aus dem siebenbürgischen Kronstadt/Braşov stammende Arzt Johann Hedwig (1733–1799), der die männlichen Antheridien von den weiblichen Archegonien unterschied und ein vorbildliches Tafelwerk über die Laubmoose schuf, das posthum erschien. Zur Zeit des „Waldgänger“ wurden die entscheidenden Fragen gestellt und gelöst. Außer den Untersuchungen Ungers war es der Leipziger Botaniker Friedrich Wilhelm Hofmeister (1824–1877), der 1850/51 den Generationenwechsel beobachtete und definierte: Die Moose ver-

mehren sich wie die Farne abwechselnd auf ungeschlechtliche Weise durch die in den Kapseln gebildeten Sporen und zweitens durch Vereinigung der männlichen Spermatozoiden mit den weiblichen Eizellen. Dieser Generationswechsel lebt im Verborgenen auch im Reich der Blütenpflanzen fort, wie Hofmeister entdeckte. Diese wissenschaftliche Fragestellung nach der Fortpflanzung von Krypto- und Phanerogamen erhellt die zugleich naturwissenschaftliche und psychologische, zutiefst in persönlicher Lebenserfahrung wurzelnde Thematik des „Waldgänger“. Der bedeutende Botaniker (mit Bryologie-Schwerpunkt) Christian Gottfried Daniel Nees von Esenbeck (1776–1858) hatte einen dem „Waldgänger“ merkwürdig analogen Lebenslauf. Nees stand in Briefkontakt mit Goethe, wirkte seit 1818 als Präsident der naturforschenden Gesellschaft Leopoldina, forschte und lehrte in Erlangen, Bonn und Breslau. Die Geschichte seiner Ehen, Scheidungen und Lebensgemeinschaften ist höchst komplex. Nees engagierte sich in der freireligiösen Strömung des Deutschkatholizismus und in der entstehenden Handwerker- und Arbeiterbewegung der Revolution von 1848. Dies alles beeinträchtigte seine bürgerliche Reputation und wissenschaftliche Karriere. Eine merkwürdige Ähnlichkeit besteht auch in Hinsicht auf den Dr. Augustinus der „Mappe meines Urgroßvaters“, dem die verachteten Zigeuner das Grabgeleit geben. Dem Sarge des gänzlich verarmten Gelehrten und Sozialreformers Nees folgten tausende Arbeiter.

Stifters naturwissenschaftliches Selbstbild, das im „Waldgänger“ durch alle Reiche der Natur führt, formte sich in Kremsmünster und in den Beziehungen zu Linz, die sich in den vormärzlichen Wiener Jahren verdichteten. Linz ist Station auf dem Lebensweg des Erzählers: „Er wanderte in die Stadt ein, besuchte manche Freunde; die er da hatte, und erzählte ihnen, wie es weiter nördlich gewesen ist, wie er da gelebt habe, was er gefunden, was er gestrebt habe, und was er zu erreichen hoffte.“ (5, 62)

Das Linzer naturwissenschaftliche Milieu hatten die Jesuiten mit ihrem Lyzeum geformt. Dies bezeugt eindrucksvoll das noch erhaltene „Museum physicum“ aus dem Jahre 1756 von P. Josef Walcher (1718–1801), der sich auch an praktischen Straßenbauarbeiten und Stromregulierungen beteiligte – ein mögliches Vorbild von Stifters praktisch schaffenden Gestalten. Der aus Hellmonsöd gebürtige P. Ignaz Schiffermüller SJ (1722–1806), der als Lehrer am Wiener Theresianum wirkte, schuf gemeinsam mit seinem Ordensbruder Michael Denis (der vielseitige „Barde Sined“) das für die österreichische Lepidopterologie grundlegende „Systematische Verzeichnis der Schmetterlinge der Wiener Gegend“ (1776). Der Landschaftsphysikus Dr. Caspar Duftschmid (Gmunden 1767 – Linz 1821) setzte diese Sammlungstätigkeit fort, seine „Fauna Austriae oder Beschreibung der österreichischen Insecten“ (1805–1825) wurde das Standardwerk der Entomologie. Dass die Tätigkeit dieses (und anderer) Naturforscher sich auch und gerade auf das Mühlviertel bezog, bezeugt Duftschmids „Physisch-medizinisch-topographische Schilderung des Mühlkreises im Lande ob der Enns“. Geistliche Karrieren und naturforschende Tätigkeit blieben weiterhin komplementär. Johann Baptist Schober, geboren in Oberweißenbach bei Leonfelden, leitete 1831–1834 das Physikalische Kabinett des Linzer Lyzeums, wurde 1832 Abt von Wilhering und war gleichzeitig umtriebiger Referent des Landesmuseums „im naturhistorischen Fache“. Erzherzog Johanns steirische Interessen griffen auf dem Felde der Montanistik auf Oberösterreich über. Seit 1840 arbeiteten der Geognostisch-montanistische Verein für Innerösterreich und das Land ob der Enns theoretisch und praktisch in der Erkundung der Ostalpen und ihrer Bodenschätze. Der zum Abschluss dieser Studien bestellte Kommissär Adolph von Morlot (1820–1867) aus der Schweiz gab die „Erläuterungen zur Geologischen Übersichtskarte der nordöstlichen Alpen“ (1847) heraus – hier kündigte sich, wissenschaftshistorisch bedeutsam, Geologie als syste-

misch-historische Wissenschaft gegenüber der empirischen älteren Geognosie an; das Werk war in Stifters Bibliothek. Mag. pharm. Franz Karl Ehrlich (Wels 1808 – Linz 1886) stellte als Kustos des Landesmuseums die geognostische Sammlung seit 1841 auf und wurde 1850 Chefgeologe der Geologischen Reichsanstalt. Eine möglicherweise die Gestalt des Freiherrn von Risach mitbestimmende Persönlichkeit war aus der älteren Generation Josef Schmidberger aus Urfahr (1771–1844), Chorherr in St. Florian, der als Gründungsmitglied des Landesmuseums entomologische Sammlungen anregte und in Obstbau (Gründung von Baumschulen und der Orangerie seines Stiftes) und Schädlingsbekämpfung weit über das Land hinaus wirkte.

Dass Stifter den wissenschaftlichen Fortschritt weiterhin intensiv verfolgte, belegt außer dem „Nachsommer“ die spröde Altersnovelle „Der Kuß von Sentze“ (1866). Die Erziehung des jungen Mannes erfolgt, nach dem Kriegsdienst in Radetzky's Armee, in der Arbeit am Moosherbar seines alten schrulligen Verwandten: „Ich sah in den Einlagen eine solche Zahl von Moosen, die ich nicht für möglich gehalten hätte, ich sah Verwandtschaften, Verbindungen und Übergänge. (...) Ich fand nun auch wirklich manches seltene Stämmchen, das der Vetter für seine Sammlung brauchen konnte, ja ich fand einmal eine Art, die er noch gar nicht hatte.“ Hier steht auch die wesentliche Einsicht: „Nur die Naturdinge sind ganz wahr. Um was man sie vernünftig fragt, das beantworten sie vernünftig.“ (5, 300f.) Sammeln, Beschreiben und Abbilden, weiters Taxonomie und Systematik führen zu den Fragen der „Verwandtschaft“ und zur Perspektive der Evolution, wie sie der Kakteenfreund Stifter studierte. Die Rationalität der Wissenschaft wird überhöht von der Liebe zu Base Hiltburg, der Tochter des alten Moosmüllers: Der symbolische Familienkuss, wie so oft bei Stifter von der Frau als Liebeskuss gegeben, vermittelt das „Erkennen“, Stifters der Bibelsprache entnommener Begriff der Vereinigung von Mann und Frau. So resümiert das Motiv der von den Zeitgenossen unverständenen Novelle das Thema von „Waldgänger“ und „Nachsommer“. Es passt wissenschaftsgeschichtlich ins Bild, dass der Kustos der botanischen Sammlungen des Francisco Carolinums seit 1847, Dr. med. Karl Schiedermayr, den Schwerpunkt der Sammeltätigkeit zu den Kryptogamen verlagerte.

Die biologische Fragestellung ist ebenso codiert in der Zoologie. Während der Waldgänger bei der ersten Begegnung mit den klassischen Sammel- und Präpariermethoden der Schmetterlinge vorgeführt wird, geht die Einweisung des Knaben in Entomologie und Lepidoptero- logie darüber hinaus. Verräterisch nennt Stifter in der Sprache der Kinder und Landleute seiner Gegend die Schmetterlinge mit dem „schönen Namen Lustinnen“ (72), das sich in Grimms Wörterbuch konnotiert mit den Verdeutschungen der Barockdichter Zesen und Logau für die Liebesgöttin Venus findet. Über das Bestimmen der einzelnen Arten, die zeitgenössischen Bestimmungsschlüsseln folgt, hinaus werden das Sammeln und Züchten von Raupen und Puppen wichtig – die zentrale Frage von Metamorphose und Ökologie.

Die für den traditionellen Naturgeschichtsunterricht charakteristische (und belächelte) Aufklärung anhand der Schmetterlinge fehlt bei Stifter nicht. In jenem Absatz in „Hochwald“, der auch den „Nachsommer“ als Übergangsjahreszeit nennt, stoßen die beiden Mädchen auf einen Schwarm von Trauermänteln: „Die zarten Mäntel waren von so weichem, unverletztem Samte, die Bänder von so frischem, dunklem Gelb, daß Johanna augenblicklich ausrief: ‚O ihr armen betrogenen Dinger, ihr seid noch in eurer Kinderstube versammelt; die warme Herbstsonne dieses Platzes log euch heraus; (...) denn wo sind die Blumen und die Lüfte und die summende Gesellschaft, die euch das Herz eures Raupenlebens versprach, und von denen euer Puppenschlaf träumte.‘“ Der alte naturkundige Jäger Gregor fällt ein: „Da irret Ihr



Euch, Jungfrau, es kommt nur darauf an, ob sie sich vermählen oder nicht. Diese Tierchen sterben bald nach ihrer Hochzeit, und wie oft habe ich nicht eine Mutter tot an demselben Zweige hängen gesehen, um den sie ihre Eier gelegt hatte. Wenn sie sich aber nicht vermählen, so erstarren sie, und seht, in einer Felsenritze gedeckt, oft in Eis und Schnee gefroren, überdauert dieses zerbrechliche Wesen den harten Winter des Waldes und erlebt dann seinen versprochenen Frühling“ (1, 256f.). Goethes „Stirb und werde“ klingt nach. Hier kommt auch jene Symbolik ins Spiel, die den Zeitgenossen wohlvertraut war: Psyche, die Seele als Schmetterling, ist häufiges Symbol auf Grabsteinen, etwa auf dem Friedhof von St. Marx, oder gar als Puppe (Familiengrab des naturforschenden Arztes Dr. Rollett in Baden).

In Hinblick auf die Erforschung des Reiches der Mineralien hätte sich keine andere Erzählung so gut in das System der „Bunten Steine“ gefügt wie der „Waldgänger“: „Da war der dichtgesprenkelte Granit, der gelagerte Schiefer, der spielende Serpentin, der glatte Kiesel mit dem zuckerweißen Bruche, wenn man ihn zerschlug, und mehrere andere, besonders der Marmor, der plötzlich, wenn alles grau war oder angeschlemmt, mit einem roten Täfelchen hervorsah“ (87). Meine Untersuchung zu den geologischen Prämissen der „Bunten Steine“ behandelt diese Frage, die noch weiterer Untersuchung bedarf. Dass Stifter, der sehr wohl die Schuld des Ehebruchs in „Turmalin“ jugendlichen Lesern zumutete, die Eheproblematik des „Waldgänger“ als allzu persönlich nicht aufnehmen konnte oder wollte, mochte in der heiklen Thematik begründet sein. Es bleibt jedoch auffällig, dass der „Turmalin“ in seiner dunklen, opaken Variante titelgebend ist, während das kristallographische Gerät der Turmalinzange als „Analysator“ düstere Schuld erhellt und neben die Granitbestandteile „Bergkristall“ (Quarz) und „Katzensilber“ (Glimmer) tritt, an jene Stelle, an der man „Feldspat“ vermuten würde.

Den wichtigsten Satz über die naturforschende Tätigkeit hat die Stifter-Interpretation zu Unrecht überlesen: „Man sah sie auch in dem Gesteine der Teufelsmauer herumgehen (...) und man sah sie hiebei auf die Erde blicken, als suchten sie etwas oder betrachteten etwas, das zwischen den Steinen liegen müsse, und die Bewegungen des Greises machte der Junge genau nach.“ (83) Dies also ist der verborgene Schlüssel für Stifters zugleich naturwissenschaftliches und poetisches Konzept, wie er es als Sanftes Gesetz in Natur und Menschenleben erfasse. Im vergleichenden Sammeln und Beschreiben der Naturdinge dürfen diese nicht isoliert werden, sondern müssen in jener Wechselwirkung gesehen werden, ohne die der einzelne Mensch nichts ist. Mit diesem „Dazwischen“ ist die wesentliche Frage nach dem Miteinander der Menschen und ihrem Verhältnis zur „Umwelt“ gestellt, das die Moderne als Dichotomie von Subjekt und Objekt, Kraft und Stoff, Geist und Materie begriff und das als „Mitwelt“, als lebendes Universum auf einer höheren Ebene zum Ziel wissenschaftlicher und sittlicher Erkenntnis werden muss. Hier finden Stifters Leitwerte, „Wahrheit“ und „Wirklichkeit“, zur Einheit.

### „Heimat“ und „Vaterland“. Die böhmisch-österreichische Landeskunde Adalbert Stifters

Unter den vielfachen Reduktionen, die Stifters Lebenswerk eindimensional verkürzt haben, zeitigte seine scheinbar harmlose Vereinnahmung als „Heimatliteratur“ des Böhmerwaldes problematische Konsequenzen. Dass Heimat sich im Bewusstsein erst in Abschied und Fremde konstituiert, wusste Stifter mit dem „Waldgänger“, wenn er von den Bewohnern seiner südböhmischen Heimat sagt, dass sie von der „Schönheit (der Wälder) nicht mehr ergriffen (seien), außer, wenn sie in Länder kommen, wo keine sind, wo sie dann von einem unsäglichen Heimweh befallen werden.“ (75) Heimweh wird als Trennungsschmerz erfahren. Die-

ses Heimweh, als Nostalgie oder Schweizer Krankheit im 17. Jahrhundert beschrieben, im Soldaten- und Volkslied „Zu Straßburg auf der Schanz / Da fing mein Leiden an ...“ fort-lebend, steht auch hier „an einem Scheidepunkte“.

Schiller hatte die Verbindung von Heimat und Vaterland gestiftet, in der Schlüsselszene des „Wilhelm Tell“ (2/1) zwischen dem alten Freiherrn Attinghausen und seinem Neffen Ulrich von Rudeck: „Leider ist die Heimat / Zur Fremde dir geworden! Uli! Uli! / Ich kenne dich nicht mehr.“ Attinghausen nennt die „Schmerzenssehnsucht (...) nach den väterlichen Bergen / Und dieses Herdenreihens Melodie“ und ruft Uli zur „heil’gen Sache dieses Vaterlandes!“ auf.

Heimat und Volk, Vaterland und Muttersprache verschmolzen im frühen deutschen Nationalismus, prägnant bei Ernst Moritz Arndt. Diese emotionale Einheit bestimmte den Heimatgesang eines Stelzhamer (1841, seit 1952 oberösterreichische Landeshymne) ebenso wie die Frageform der tschechischen Nationalhymne aus gleicher Zeit (1834, Josef Kajetán Tyl, *Kde domov můj?* – in der deutschen, 1918–1938 offiziellen, merkwürdig Stifter-nahen Fassung: „Wo ist mein Heim? Mein Vaterland? Wo durch Wiesen Bäche brausen, wo auf Felsen Wälder sausen ...“). Auch die steirische Landeshymne „Hoch vom Dachstein an“ verschmilzt in ihrem Refrain Heimat und Vaterland: „Dieses schöne Land ist das Steirer Land, ist mein liebes teures Heimatland, dieses schöne Land ist der Steirer Land, ist mein liebes teures Vaterland“ (Jakob Dirnböck, 1844). An die Parallele bei Josef Misson (*Da Naz*, ein niederösterreichischer Bauernbui, geht in d’Fremd, 1850) und die dichte Fortführung durch Peter K. Rossegger sei zumindest erinnert.

Ein frühes Gedicht des Gymnasiasten Stifter (September 1823) ist „Die Heimat“ überschrieben und reflektiert elegisch die Trennung von der Heimatlandschaft:

Sehnend sitze ich hier und hefte das Aug’ in die Ferne.  
Dort, wo des Himmels Blau sanft sich mit Bergen vermischt,  
Dämmert das freundliche Land der verlassenen Heimat herüber,  
Dort, wo der neblichte Streif, o ich erkenne ihn gut,  
Dort ist hochaufragend der Wald, der die Heimat beginnt.  
Glänzendes Jugendland! Wär’ ich doch wieder in dir!

Auf Stifters Denkmal in Oberplan steht der Satz „Es wohnt unsäglich viel Liebes und Wehmütiges in diesem Anblicke“ aus „Hochwald“ (1, 193) In den klassischen Erzählungen hat Stifter den Heimatbegriff zumeist solcherart topographisch-symbolisch umschrieben und den Begriff Vaterland an seine Stelle gesetzt – damit konnte Österreich (zumeist im engeren Sinne: ob der Enns) und/oder Böhmen gemeint sein, bzw. wie in „Hochwald“ im Falle von Ronald, Gustav Adolfs Sohn, eine ersehnte deutsche Einheit. Bezeichnenderweise wird die Differenz von Vaterland für den politisch-gesellschaftlichen Raum und Heimat für die Heilung der menschlichen Beziehung in „Brigitta“ klärend eingesetzt. Ein weiteres kommt hinzu: Stifters, Ferdinand Raimunds Besserungsstücken merkwürdig ähnliche Erzählung „Der Waldsteig“ erschien 1845 im Oberösterreichischen Jahrbuch für Literatur und Landeskunde. In Oberösterreich wurde der Begriff *Landeskunde* zuerst geprägt, im Kontext jener frühen geographischen Bemühungen, die im Interesse des Reformabsolutismus und im Geiste der Aufklärung mit der verlässlichen Kenntnis von Land, Natur und Volk deren Ressourcen für den Staat erschließen wollte (Ignaz de Luca, *Landeskunde und Chronik der Gesetzkunde des Landes Österreich ob der Enns*, 1786/90). Überwog hier noch das statistisch-ökonomische Interesse der Landes- und Staatsverwaltung, vertiefte sich die Dimension dieser sich als modern verstehenden Wissenschaft von Land und Leuten in historischer Perspektive, unter dem Ein-

fluss romantischer Strömungen, und erweiterte sich durch regionale Naturforschung und „Volkskunde“. Vereine, Zeitschriften, Museen wurden in rascher Folge gegründet, Landespatritismus galt als Voraussetzung für die Loyalität zu Reich und Staat. Die „Landschaft“, im traditionellen Sinn die Körperschaft der Landstände, transformierte sich mit den Interessen der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft, die ihr Verhältnis zum vermessenen, beschriebenen, abgebildeten und genutzten Naturraum neu definierte. Landeskunde und von Landwirtschaftsgesellschaften geförderte Landeskultur verschmolzen zu jener Einheit, die man am intensivsten im „Nachsommer“ kennenlernen kann. Diese Institutionen und ihre Wirksamkeit bis zum heutigen Tage sind wohlbekannt, wir brauchen nur das Joanneum oder die Zeitschrift „Carinthia“ zu nennen. Mitglieder der Familie Habsburg gaben den meisten Landesmuseen bis heute den Namen, so die gemeinsamen Interessen der Länder und des Gesamtstaates manifestierend (im Falle von Oberösterreich das Francisco Carolinum nach dem Vater von Franz Josef, als einem der drei „Salzprinzen“ von Ischl – Stifters „Waldsteig“ spielt deutlich auf dieses freudige Ereignis an!).

Königreiche mit eigenständigen staatsrechtlichen Traditionen modernisierten diese Ansprüche in ihren wissenschaftlichen Institutionen, das Ungarische Nationalmuseum gehört hierher (Stifter bekundete sein Interesse an dieser autonomen Sonderform des Reformpatritismus mit „Brigitta“) wie das galizische Ossolineum der Polen. Vor allem aber war es die „Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen“, die sich 1818 auf ständisch- aristokratischer Basis zusammenschloss und 1820/22 ihre Bestätigung durch Kaiser-König Franz erfuhr. Der alte Graf Kaspar Sternberg (1761–1838), Goethes naturforschender Freund, trat bis in sein höchstes Alter, etwa bei den Versammlungen der deutschen Naturforscher und Ärzte, eindrucksvoll in Erscheinung – seine paläontologischen Sammlungen dominieren bis heute, gemeinsam mit den Kollektionen Joachim Barrandes, das Tschechische Nationalmuseum auf dem Wenzelsplatz. Vorsichtig sei die Vermutung geäußert, dass Stifter diesen Doyen der Naturforschung in Böhmen im Auge hatte. Auch über eine mögliche Beziehung der Waldgänger-Gestalt zu dem poetischen Nestor der österreichischen Botanik Leopold Trattinnik (1764–1849), dessen Eheprobleme in die Öffentlichkeit drangen, ist noch nachzudenken. Bibliothek und Sammlungen des Böhmisches Museums wurden Mittelpunkt der erwachenden bürgerlichen Intelligenz und der wiederbelebten „böhmischen“ (tschechischen) Sprache.

Diese Differenzierung des politischen und kulturellen Bewusstseins, verschieden für Deutsche und Tschechen, fällt in Stifters Lebenszeit und prägte sein böhmisch-österreichisches, dem Austroslawismus so merkwürdig nahes Geschichtsbild wesentlich. Das Ringen der Tschechen unter František Palackýs historiographischer und politischer Wortführung um das Staatsrecht der Koruna česká wurde seit 1848 zum Dauerthema der österreichischen Innenpolitik, vollends kontroversiell mit dem Neubeginn des Konstitutionalismus seit 1860/61 (und dem Scheitern der Perspektive einer wahrhaften „Gleichberechtigung der Nationalitäten“ spätestens 1867). So erlebte der Deutschböhme Stifter die Entwicklung in der Spannung zwischen seiner zur Zeit seiner Geburt so waldeinsamen Heimat und der Entfaltung des Ringens der Nationen um Sprache, Schule und Kultur und um politische Macht im habsburgischen Vielvölkerreich. Seine Antwort war das früh angedachte, späte und letzte Schmerzenswerk „Witiko“. Hier stellte er sich der Grundfrage nach dem Wesen von Staat und Gesellschaft vor dem zugleich mittelalterlichen und modernen Hintergrund der Länder des böhmisch-österreichischen Geschichtsraumes der Babenberger- und Přemyslidenzeit. „Witiko“ ist nicht, wie oft behauptet, überzeitliches konservatives Modell, sondern steht im kriti-

schen Bewusstsein der Konflikte von Stifters Gegenwart. Bezeichnenderweise setzte Stifter hier betont den Begriff der Heimat ein, wie die Widmung kündigt: „Seinen Landsleuten insbesondere der alten ehrwürdigen Stadt Prag widmet diesen Dichtungsversuch aus der Geschichte seines Heimatlandes mit treuer Liebe Der Verfasser.“

Zum letzten Mal hebt der Erzähler mit einer topographisch exakten Schilderung des „böhmisch-bayerischen Waldes“ an. Auf einer „Waldblöße“, bei großen und kleinen Steinen am Fuße des Dreissesselberges, erfolgt die schicksalhafte Begegnung mit Bertha von Jugelbach/Schauenberg. Das Mädchen ist mit dem künftigen Wappensymbol der Witigonen/Rosenberger, „wilden roten Rosen um das Haupt“, geschmückt. „Da er bei ihr angekommen war, sagte er ‚Was stehst du mit deinen Rosen hier da?‘ ‚Ich stehe hier in meiner Heimat da‘, antwortete das Mädchen.“ – „Bist du nach dem Kriege in die Heimat gegangen?“ fragt der Kürenberger Witiko am Hofe des österreichischen Herzogs. „Ich bin in meine Heimat gegangen“, antwortete Witiko.“ Der Aufforderung an diesem Scheidepunkt in der Mitte der historischen Erzählung, in die Dienste Österreichs zu treten, entgegnet Witiko schlicht und ernst: „Ich diene meiner Heimat.“

Eine Brücke zwischen Vaterland und Heimat schlägt die Erzählung Risachs in „Nachsommer“, die das „Waldgänger“-Motiv anklingen lässt, wenn der aus dem unbedankten Dienst des Vaterlandes scheidende Mann noch einmal seine „Heimat“ aufsucht (das „Dorf Dallkreuz in dem sogenannten Hinterwalde“ ist Stifters Oberplan) – „Ich reiste bald wieder ab.“ Erst nach diesem Abschied gründet er seinen „Landsitz“ als nachsommerlich leuchtende Bildungsheimat seines Alters und des jungen Naturforschers Heinrich Drendorf/Adalbert Stifter, mit dem weiten, den Bergen und dem Himmel geöffneten Horizont des Alpenvorlandes.

Stifters Hoffnung, mit „Nachsommer“ und „Witiko“ verstanden zu werden, scheiterte. In deutschnationalistischer Verengung schrieb etwa Rudolf von Gottschall, einst radikaler Acht- undvierziger: „Diese böhmischen Wladislaws und Wratislaws, die um die Oberherrschaft kämpfen – was kümmern sie uns, was kümmern sie die Geschichte?“ Die Geschichte des Unverständnisses ging, wir wissen es, zu bösem Ende weiter. Der alldutsche Publizist Karl Pröll aus Graz (1840–1910, Pseudonym „Treamund“) leitete seine Stifter-Ausgabe, die im angesehenen Verlag von Th. Knaur erschien, mit markigen Worten ein, Zeugnis des Ungeistes, der in den Badeni-Wirren zu Tage trat: „Stifter breitet den Waldfrieden vor uns aus, in dem die Müden ein Stündchen ausruhen dürfen nach den Anstrengungen und Erregungen des schier endlosen Rassenkrieges. Ausruhen, nicht verträumen – denn der andere Morgen muß Alle gerüstet zur Abwehr finden. (...) Und der gute, nationswürdige Kampf darf nicht enden, solange noch ein Deutscher in Böhmen seine Heimatsscholle verteidigt, diese, wenn es nötig, selbst mit seinem Blute schützt.“

Nicht der Versöhnungsgeist des „Witiko“, nur sein missbrauchter Name kehrte als Wiedergänger der im 20. Jahrhundert schrecklich realisierten nationalistischen Exzesse zurück: Der Witikobund, 1950 in Stuttgart von ehemaligen Anhängern der Sudetendeutschen Partei Konrad Henleins gegründet, wollte von rechtsextremer Position aus Sprecher der vertriebenen Sudetendeutschen sein, ohne die Zerschlagung der Tschechoslowakischen Republik durch das Großdeutsche Reich, die Unterdrückung und Herabwürdigung des tschechischen Volkes durch die NS-Okkupanten zur Kenntnis zu nehmen. – „Uns hat er Zerstörung und Jammer gegeben“, hält Stifters Witiko der Begeisterung des Kürenbergers angesichts der „Herlichkeit“ des Krieges entgegen.

Vielfältige Bemühungen von österreichischer, deutscher und tschechischer Seite haben Stifters Vermächtnis vor dieser schlimmen Vereinnahmung gerettet. Am Oberplaner Geburtshaus liest man in tschechischer Sprache: „Hier wurde der treue Sohn des Böhmerwaldes geboren, der dessen Schönheit und Geschichte in seinem Werk poetisch festhielt.“ – Ein Stifters Heimat naher Ort ist mit dem „Böhmerwaldlied“ des Glasermeisters Andreas Hartauer (1839–1915) in St. Pölten verbunden: Eleonorenhain/Lenora. Das Hartauer-Denkmal wurde dort 1937 enthüllt, eine große Steinsäule mit deutscher, ein kleinerer Block mit tschechischer Inschrift. Nach 1945 wurde nach einem vergeblichen Zerstörungsversuch des deutschsprachigen Denkmals der Felsblock mit der tschechischen Inschrift zerschlagen. Am 28. Juli 2007 wurde das erneuerte Denkmal mit beiden Inschriften aufs Neue eingeweiht, und in tschechischer und deutscher Sprache erklang das Böhmerwaldlied von der Šumava:

Tief drin im Böhmerwald, da ist mein Heimatort,  
Es ist schon lange her, daß ich von dort bin fort ... /  
Na krásné Šumavě, tam víska je malá,  
a už po dlouhý čas stojí opuštěná ...

„Umbau der Welt zur Heimat“, mit dieser Forderung rettet Ernst Bloch in „Prinzip Hoffnung“ den geschändeten Begriff Heimat. Dies sollten wir von Stifter lernen und zusammen mit dem Satz von Siegfried Lenz („Heimatmuseum“, 1967) bedenken: „Weltkunde beginnt mit Heimatkunde.“

## Literaturhinweis

Der Text folgt der durch ihren kohärenten Kommentar ausgezeichneten Ausgabe der Werke Stifters von Gustav WILHELM, 6 Bde. (Berlin–Leipzig–Wien–Stuttgart 1910). „Der Waldgänger“ ist enthalten in Bd. 5, 59–139.

In der Historisch-Kritischen Gesamtausgabe enthält Bd. 3/1 der Erzählungen (Stuttgart 2002), 93–201, den „Waldgänger“, allerdings ohne Kommentar.

Die handliche Ausgabe von Wolfgang MATZ, Sämtliche Erzählungen nach den Erstdrucken (München 2005) bringt den „Waldgänger“, 941–1038

„Der Waldgänger“ liegt auch als Hörbuch vor, gelesen von Peter Simonischek (2008).

Daniela ANGETTER/Johannes SEIDL (Hgg.), Glücklich, wer den Grund der Dinge zu erkennen vermag. Österreichische Mediziner, Naturwissenschaftler und Techniker im 19. und 20. Jh. (Frankfurt u. a. 2003)

Günter BAUER, Andreas von Baumgartner (1793–1865): Leben und Werk eines österreichischen Naturwissenschaftlers, Staatsmannes und Akademiepräsidenten (DiplA. Wien 1991)

Franz BAUMER, Adalbert Stifter (München 1989)

Christian BEGEMANN, Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren (Stuttgart–Weimar 1995)

Albert BETTEX, Die Entdeckung der Natur (München–Zürich 1977)

Hans BLUMENBERG, Die Lesbarkeit der Welt (Frankfurt 1999)

Stefan BRAUN, Naturwissenschaft als Lebensbasis? Adalbert Stifters Roman Der Nachsommer und andere Schriften Stifters als Dokumente eines Versuches der Daseinsgestaltung auf der Grundlage naturwissenschaftlichen Forschens (= Beiträge zur Stifter Forschung 42, Linz 2006)

Arnold Ronald BODENHEIMER, Der Waldgänger. Wenn die Melancholie dichtet (Wien 1993)

Wilhelm DEHN, Ding und Vernunft. Zur Interpretation von Stifters Dichtung (= Literatur und Wirklichkeit 3, Bonn 1969)

Simon BUNKE, Heimat. Studien zur Kultur- und Literaturgeschichte einer tödlichen Krankheit (Freiburg 2009)

Alfred DOPPLER u. a. (Hg.), Stifter und Stifterforschung im 21. Jh., Biographie – Wissenschaft – Politik (Tübingen 2007)

Birgit EHLBECK, Denken wie der Wald. Zur poetologischen Funktionalisierung des Empirismus in den Romanen A. Stifters und W. Raabes (= Monografien Literaturwissenschaft 107, Bodenheim 1998)

Moriz ENZINGER, Adalbert Stifters Studienjahre 1818–1830 (= Publikationen des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes OÖ 1, Innsbruck 1950)

Leopold FEDERMAIR, Adalbert Stifter und die Freuden der Bigotterie (Salzburg–Wien 2005)

Festschrift zum hundertjährigen Bestand des oö. Musealvereines und des Landesmuseums (= Jahrbuch des oö. Musealvereines 85, Linz 1933)

Michel FOUCAULT, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften (= suhrkamp taschenbuch 96, Frankfurt 1971)

Jan-Peter FRAHM/Jens EGGERS, Lexikon deutschsprachiger Bryologen (Norderstedt 2001)

Alois GROSSCHOPP, Adalbert Stifter Leben Werk Landschaft (Linz 1967)

Wolfgang HÄUSLER, „Bunte Steine“ – Bildungs- und sozialgeschichtliche Aspekte der österr. Erdwissenschaften im Zeitalter der bürgerlichen Revolution. In: Die Geologische Bundesanstalt in Wien. 150 Jahre Geologie im Dienste Österreichs (1849–1999) (Wien 1999), 19–40

Wolfgang HÄUSLER, Adalbert Stifter und Friedrich Simony entdecken die Alpen. Die geologische Grundlage der Geographie in Österreich. In: Österreich in Geschichte und Literatur 53 (2009), 113–140

Rosemarie HUNTER, Wald, Haus, Wasser, Moos und Schmetterling. Zu den Zentralsymbolen in der Erzählung Der Waldgänger. In: Vierteljahresschrift des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes OÖ 24 (1975), 23–36

Ilse JAHN (Hg.), Geschichte der Biologie (Heidelberg 2000)

Hedwig KADLETZ-SCHÖPFEL, Metternich und die Wissenschaften (= Dissertationen der Universität Wien 234/1-2, Wien 1992)

Klaus KASTBERGER/Manfred MITTERMAYER (Hgg.), Stifter Stoffe. Materialien in der Literatur. Symposium Linz 2008 (= Jahrbuch des Adalbert Stifter Institutes des Landes OÖ 16, Linz 2009)

Johann LACHINGER u. a. (Hg.), Sanfte Sensationen. Stifter 2005. Beiträge zum 200. Geburtstag Adalbert Stifters (= Jahrbuch des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich 12, Linz 2005)

Hartmut LAUFHÜTTE/Karl MÖSENER (Hgg.), Adalbert Stifter. Dichter und Maler, Denkmalpfleger und Schulmann, Neue Zugänge zu seinem Werk (Tübingen 1996)

Karl LECHNER, 100 Jahre Verein für Landeskunde von NÖ und Wien im Rahmen wissenschaftlich-landeskundlicher Bestrebungen seit Ende des 18. Jhs. (Wien 1964)

Karl MÄGDEFRAU, Geschichte der Botanik (Stuttgart 1992)

Wolfgang MATZ, Adalbert Stifter oder diese fürchterliche Wendung der Dinge. Biographie (München–Wien 2005)

Wolfgang MATZ, Gewalt des Gewordenen. Zum Werk Adalbert Stifters (Graz–Wien 2005)

Mathias MAYER, Adalbert Stifter. Erzählen als erkennen (= Reclams Universal-Bibl. 17627, Stuttgart 2001)

Heinrich METTLER, Natur in Stifters Frühen „Studien“. Zu Stifters gegenständlichem Stil (Zürich 1968)

Walter REHM, Begegnungen und Probleme. Studien zur deutschen Literaturgeschichte (Bern 1957)

Christa RIEDL-DORN, Die grüne Welt der Habsburger. Ausstellung Schloß Artstetten 1989 (= Veröffentlichungen aus dem Naturhist. Museum Wien, N. F. 23, Wien 1989)

Urban ROEDL, Adalbert Stifter in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten (= rowohlt monographien 86, Reinbek 1963)

Herbert SEIDLER, Die Kunst des Aufbaus in Stifters „Der Waldgänger“. In: Vierteljahresschrift des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes OÖ 12 (1963), 81–94

Martin SELGE, Adalbert Stifter. Poesie aus dem Geiste der Naturwissenschaft (= Studien zur Poetik und Geschichte der deutschen Literatur 45, Stuttgart u. a. 1976)

Lothar STIEHM (Hg.), Adalbert Stifter. Studien und Interpretationen. Gedenkschrift zum 100. Todestage (Heidelberg 1968)

Walter WEISS, Adalbert Stifter: Der Waldgänger. Sinngefüge, Bau, Bildwelt, Sprache. In: Adolf HASLINGER (Hg.), Sprachkunst als Weltgestaltung. Festschrift Herbert Seidler (Salzburg-München 1966), 349-371

Christoph WETZEL, Adalbert Stifter (= Die großen Klassiker. Literatur der Welt in Bildern, Texten, Daten, Salzburg 1983)